

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 63 (1959-1960)
Heft: 2

Artikel: Christophorus
Autor: Schilling, Hellmut
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-663802>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 03.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

über achtzigjährigen, doch in seiner zähen Lebenskraft noch nicht gebrochenen Bauern. Er kannte mich begreiflicherweise nicht mehr. Ich indessen trat auf ihn zu, nannte meinen Namen und gab ihm die Hand zum Grusse. Nun erinnerte er sich, und ich erzählte ihm eine kleine Geschichte, die uns beide anging.

«Wissen Sie», sagte ich, «Sie haben mich einmal in einem Weizenacker erwischt, der Ihnen gehörte. Nicht weit von hier. Da unten, hinten der Scheune am Bach. Ich schnitt einen Arm voll der schönsten goldgelben Halme ab. Nicht aus Teufelsucht, wie Sie damals wohl meinten. Mein Stiefvater hatte mich geschickt. Er wollte aus den Halmen etwas zusammenbasteln, ein Körbchen, das man an die Decke hing und welches, wie er behauptete, sich dann immerfort drehte; Unruh nannte es der Stiefvater. Vielleicht erinnern Sie sich noch an ihn. Er war Schneider und selber eine Unruh; ein merkwürdiger Mensch jedenfalls, und ich habe ihn leider nicht in gutem Gedächtnis. Damals, als Sie mich in Ihrem Weizenfelde erwischten, haben Sie mich übers Knie genommen und mir mit Ihrer kräftigen und harten Hand den Hintern versalzen.»

Nein, er besann sich an den Vorfall nicht mehr, der alte Trüb; aber meine Geschichte brachte ihn herzlich zum Lachen und er lud mich zu einem Glase Most ein.

Hernach, weitersuchend, hörte ich hoch über mir in der Himmelbläue ein Flugzeug surren. Meine Güte! Und damals gab es nichts, als die Rösslipost!

Hier in diesem Hause, welches man, wie ich sehe, zu neuem Glanze aufgeputzt hat, hier bin ich einmal zur Schule gegangen. Zuweilen, in den Stundenpausen, sahen wir ein Eichhörnchen auf dem Nussbaum neben dem Turnplatz, hetzten es mit Hallo durch den Baumgarten, irrten im Eifer weitab und überhörten die Schulglocke. Dann liess der Lehrer Huber, der nun auch längst unter dem Boden liegt, ein Donnerwetter über uns los, und wir mussten nachsitzen. Vorüber, verdorrt, gewesen.

Doch ich — ich lebe noch! Hoch in der Bläue des Himmels zieht der Flieger wie ein Habicht seine Kreise. Seltsam. Bin ich mein eigener Mythos geworden? Eine sagenhafte Gestalt, in welcher eine unendlich ferne Zeit nun wieder lebendig wird?

C H R I S T O P H O R U S

In gelben Pfeilen stürzt das Sonnenlicht durch die Tannwipfel. Das Sägeblatt, das während des ganzen Vormittags von der Wasserkraft des Bachs in Bewegung gehalten worden ist, ruht. Die beiden Arbeiter sitzen hinter der Sägerei auf dem Holzstoss, beissen ins Brot und lachen.

«Schau nur, er hat sich wieder an den Meister herangemacht; er will bestimmt in die Stadt!» meint der eine. «Der kann ja mit der Stadt nichts anfangen! Der ist zu einfältig!» entgegnet der andere. Und beide verziehen spöttisch den Mund, in welchem sie plötzlich den Erinnerungsgeschmack von Schnaps und Frauen spüren.

Aber nun sehen sie, dass der Meister die Hand an Christophs Schulter hebt, so, wie man väterlich tun möchte und doch einem viel Stärkeren ade sagt. Christoph entfernt sich schwerfällig auf dem Waldweg, der neben dem Bache das Tal hinabführt. Der Meister jedoch kommt versönnen zum Rastplatz: «Einmal muss ich's ihm ja erlauben, dem guten Töpel! Er hat noch nichts von der Welt gesehen. Ich weiss auch nicht, ob er wirklich etwas sehen wird. Er ist zu stumpf; seine Kraft ist nur in seinem Körper. Drei Stunden hinab, vier Stunden wieder herauf — vor Dunkelwerden wird er zurück sein.»

Der Töpel schreitet dahin. Bis zum ersten Gehöft unten im Tal, ja bis ins erste Dorf kennt er den Weg. Je näher er an die Menschen herangerät, desto einsamer fühlt er sich. Furcht vor der Fremde befällt ihn. Der Bach wird zu einem schmalen Fluss; er murmelt nicht mehr, er trägt eine Schar bunter Enten, er vereinigt sich mit einem Wasser aus einem andern Tal. Der Heuwagen in der Ebene, die Uhr am Kirchturm des nächsten Dorfes, die Räder auf der Strasse, die Geräusche, die Drähte. Christoph hat Augen im Kopf, doch er sieht in der Tat nicht viel; die Dinge verwirren ihn nur, sie haften nicht. Er hat riesige Hände, die er in die Taschen zwingen muss; er hat Stiefel, die auf den Waldboden gehören. Ein Bauer bleibt

hinter ihm stehen: «Wenn der bloss nicht unter ein Auto kommt!»

Jetzt, nach dem vierten Dorf, umstarrt ihn völlig Fremdes. Solche Brücken hat er nicht gesehen, solche Schornsteine nicht. Nur seinen Fluss erkennt er, wenn sich die Strasse, seltener, breiter, härter, zum Ufer hinzieht. Und wie die Stadt da ist, kreischt zwischen den elektrischen Fahrzeugen manchmal ein Lärm, der demjenigen in der Sägerei gleicht. Er glotzt mit den Augen, die nicht sehen können. Seine Lippen zittern leicht. Wahrscheinlich ist es nur der Ehrgeiz, der ihn in die Stadt getrieben hat. Er will auch einmal gesehen haben, womit sich die beiden andern Arbeiter brüsten, wenn sie in früher Morgenstunde heimkehren.

Zwischen Mauern begegnet er in einem der Aussenquartiere unversehens wieder seinem Fluss. Grau und beinahe reglos rinnt das Wasser, das seitlich von Fabrikschächten aufgeschluckt wird. Drei Knaben spielen im Kanal. Ein erstes Lächeln: er liebt die Knaben, die mit seinem Flusse spielen!

Aber wie sie seiner gewahr werden — dieses ungelungenen Mannes, der wie eine hölzerne Riesensuppe zwischen den Backsteinwänden steht und sprachlos gafft — ändern sie, mutwillig gereizt, ihr Spiel. Sie necken ihn, weichen zurück, jauchzen in frechem Uebermut. Mit einmal sind seine Freunde eine Meute von Feinden . . . Bis etwas geschieht, was sie aufschreien lässt: Der Kleinste kippt rücklings über die Kante, schlägt um sich, sinkt unter, taucht auf, versinkt.

Nur einige Augenblicke sind es — und der schwere Mensch bewegt sich. Die Mauer lässt er sich hinabgleiten und geht Schritt für Schritt ins Wasser hinaus. An die Schultern reicht es ihm, und er kann nicht schwimmen! Aber er hat keine Furcht. Sein Fluss wird ihn nicht umwerfen, sein Fluss wird ihn nicht ertrinken lassen. Jetzt spürt er das Wasser am Mund; doch das alles ist nicht zu fürchten, die Tiefe nicht und der kalte Schwall nicht, der seinen Körper umhüllt und bald über seinem Kopf zusammenschlagen wird. Unerschrocken tappt er voran, bis er das dahintreibende Menschenbündel fassen und hochziehen kann; er stemmt es, schreitet durch seinen Fluss zurück und legt es auf die Mauerkante.

Noch ist kein richtiger Gedanke in ihm. Er sieht eine Frau, die über dem Knaben kniet. Und er vernimmt ihre ehrfürchtige Stimme: «Euch, Mann, hat Gott hierhergeführt!» Er versteht es nicht. Aber er muss lächeln, weil sie ein noch aufgeschreckteres Gesicht hat als der Knabe, den er

husten hört, als ihn einige Männer wegtragen . . .

Und jetzt steht Christoph wieder allein. Triefend. Den Kanal hinauf und hinab ist es ganz still. Nirgends spielen Kinder. Ueber die granitene Platte zu seinen Füßen rinnt Wasser. Er schämt sich. In seiner Nässe mag er keinem Menschen begegnen. Er ist gewohnt, von der Arbeit brandheisse Schultern zu haben.

«Christoph, du taugst nicht zu einem Gang in die Stadt!» wird der Meister schelten.

Damit ist wieder die Furcht in ihm. Schulbewusst zögert er und wägt ab, in welcher Richtung er am raschesten aus der Stadt hinausgelangt. Bei den ersten Schritten fangen die Stiefel zu seufzen an. Am Rande des Fabrikgeländes, wo der Fluss sich wieder wie ein richtiger Fluss bewegt und Weiden wachsen, legt er sich in die Sonne. Es nützt nichts. Die Kleider kleben nass. Er getraut sich nicht heim.

Erst als es dunkelte, schlägt er einen Bogen um die Stadt und sucht erneut das Ufer. Langsam wandert er flussauf. An sandigen Höhlungen strauzelt sein Fuss, Grasbändern tastet er entlang; auf Kiesbänken verharret er und schämt sich. Wenn ihn die Brücken erwarten und die Wege und gar die Strasse, hält er an, durchnässt, scheu. Lange steht er und fasst Mut. Der Mondschein liegt über den Wiesen und Wäldern, in die er schliesslich hineinschreitet, um neben sich das nun schmaler werdende Flösslein rauschen zu hören.

Und es wird ein Bach daraus, der durch ein Tal sprudelt; und aus der Nacht wird Morgen. Grau und kühl, wie er immer dämmert, bevor die Arbeit in der Sägerei beginnt. Christoph duckt sich ins Moos und schaut hinüber. Es ist ihm jetzt ganz klar: Ich habe versagt, sie werden lachen über mein nasses Kleid!

Endlich sieht er die beiden Arbeiter ans Sägeband treten, und er selbst wagt sich heran und fühlt plötzlich eine Hand an seiner noch feuchten Schulter — so wie ihn der Meister am Tage zuvor verabschiedet hat — und hört das Lachen mit dem gefürchteten Hohn: «Darum also getraust du dich erst im dunkeln zurück! In deiner Nässe! Begegnet wirst du wohl kaum jemandem sein!»

«Nur einer Frau», gesteht Christoph.

«Ah? Einer Frau?» Der andere grinst. «Und was meinte die wohl, was dich Tölpel in die Stadt getrieben hat?»

Aber daran, was die Frau mit ihrer sonderbaren Stimme gesagt hat, kann sich Christoph nicht mehr erinnern.